

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Wolf, Klaus-Peter
Neongrüne Angst

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Wenn es ganz dunkel oder ganz still war, konnte Johanna Fischer nicht schlafen. Sie brauchte irgendwo ein kleines Licht, und sie musste hören, dass sie nicht allein auf der Welt war, deshalb stand neben ihr auf dem Nachtschränkchen ein altes Radio. Die leuchtend grünen und roten Pünktchen beruhigten sie. Gern ließ sie sich von den männlichen Moderatoren, die abwechselnd durch das Nachtprogramm führten, in den Schlaf quatschen.

Sie schaltete das Radio praktisch nie aus. Sie stellte es nur morgens lauter, um wach zu werden, und abends leiser, um niemanden zu stören.

Es war kurz vor Mitternacht, als das Telefon sie weckte.

Johanna sprang aus dem Bett und war, noch bevor es zum zweiten Mal klingeln konnte, am Apparat.

Die Stimme ließ ihr einen Schauer über den Rücken laufen, denn sie klang merkwürdig vertraut und doch fremd. Ihr fiel kein bekanntes Gesicht zu der Stimme ein, aber ähnlich wie bei den Radiosprechern stellte Johanna sich jemanden vor.

Er stand in einer Telefonzelle und hielt ein Papiertaschentuch in der Hand, das nah am Hörer raschelte. Er war jung und flüsterte geheimnisvoll:

»Hallo, Johanna. Haben dir die Rosen gefallen?«

Wollte Leon sich einen Scherz mit ihr machen? Klar, das war ein Scherz, was sonst?

»Ja, ich hab heute einen wundervollen Strauß Rosen vor der Tür gefunden. Womit hab ich den verdient? Und warum anonym? Wer bist du?«

Er atmete schwer, und es raschelte wieder.

»Ein Verehrer. Die Rose ist das Symbol für Liebe und Zuneigung. Aber auch für Schmerz. Das weißt du doch, Johanna ... oder?«

Sie war inzwischen mit dem Telefon zurück im Bett, saß aufrecht da und kuschelte das Kissen gegen ihren Bauch wie eine kleine Katze, die gekraut werden will.

Jetzt glaubte sie zu wissen, wer sich den Scherz mit ihr erlaubte: Tobias Zenk! Natürlich! Der hatte sich an drei Schauspielschulen beworben und wollte nach Hollywood. Er paukte Englisch, täglich zwei Stunden, weil er davon überzeugt war, dass nur in dieser Sprache große Filme gedreht wurden.

Er konnte Stimmen imitieren. Mühelos machte er Peter Maffay nach, Udo Lindenberg oder Benjamin Blümchen. Die Synchronstimmen von amerikanischen Stars waren seine Spezialität. Eddie Murphy, Robert de Niro, Al Pacino konnte er zum Verwecheln ähnlich kopieren.

»Tobi! Mensch, du hast mich gerade echt verunsichert. Übst du eine Szene für einen Film?«

»Willst du mich beleidigen? Ich bin nicht Tobi, dieser Idiot. Stehst du etwa auf solche Schönlinge?«

Johanna drehte das Radio ganz leise, um besser hö-

ren zu können, was er sagte. Es musste doch möglich sein, die Stimme zu identifizieren. War es doch Leon?

»Darf ich dich um einen kleinen Gefallen bitten, Johanna?«

»Einen Gefallen?«

»Ja. Komm zur Havenbrücke.«

Sie drückte das Kissen an sich. »Zur Havenbrücke? Jetzt? Weißt du, wie spät es ist?«

Da war ein lautes Brummen, wie von einem vorbeifahrenden Lkw.

»Ich möchte dich in diesem Licht sehen. Tu's für mich, deinen Verehrer. Es ist doch nicht weit. Du kannst in ein paar Minuten hier sein.«

Sie stellte sich vor, dass Leon sie auf die Probe stellen wollte. Würde sie sich mit einem heimlichen Verehrer, der ihr Rosen geschenkt hatte, treffen? War sie neugierig genug, um dorthin zu kommen?

Sie schloss die Augen und sah die lange, leuchtende Glasröhre vor sich, die, in grüngelbes Licht getaucht, das Klimahaus und das Mediterraneo mit dem Columbus-Center verband.

Das alles schien auf einer blau phosphoreszierenden Säule zu stehen, wie von Hundertwasser im Rausch entworfen. Ein schöner Ort, um auf den alten Hafen zu gucken. Ein romantisches Plätzchen für knutschende Pärchen. Dort hatte Leon ihr ewige Treue geschworen und sie ihm.

Nein, sie würde ganz bestimmt nicht dorthin gehen, um irgendeinen Mann zu treffen, der seine Stimme verstellte.

»Ich liege schon im Bett«, sagte sie und dann, in der Hoffnung, Leon könnte es hören: »Außerdem treffe ich mich nachts nicht mit fremden Männern.«

Die Stimme wurde jetzt sehr eindringlich. »Bitte, Johanna. Dies ist eine ganz besondere Nacht. Alle Geschäfte haben auf. Die Menschen amüsieren sich. Hier herrscht eine geradezu südländische Leichtigkeit. Im Mediterraneo spielt eine Band ... Du willst mich jetzt doch hier nicht so einfach stehenlassen ... Ich kann nicht glauben, dass du so unhöflich bist!«

Es hörte sich fast so an, als ob eine Drohung in seinen Worten mitschwingen würde.

Sie nahm das nicht ernst, sagte sich, das käme nur daher, dass dieser Typ seine Stimme verstellte. Aber trotzdem hatte sie ein komisches Gefühl im Magen.

Manchmal war ihr Magen schlauer und schneller als ihr Verstand. Er wusste oft, lange bevor der Kopf es anerkannte, dass sie sich verliebt hatte oder ob sie sich fürchtete oder wohl fühlte.

Aber wie so häufig hörte sie nicht auf ihren Magen, sondern auf ihren Verstand und sagte: »So, tschüs jetzt. Ich bin hundemüde.«

»Halt!«, sagte er, »du kannst jetzt nicht einfach auflegen. Ich warte hier auf dich. Komm, sonst geschieht ein Unglück!«

Johanna legte auf. Sie stellte das Radio wieder ein bisschen lauter, nur so viel, dass die Musik eine Chance hatte, sie zu beruhigen. Aber das klappte heute Nacht nicht. Nicht einmal die Stimme von Jens-Uwe Krause auf Bremen Vier mit seinen Oldies half ihr in den

Schlaf. Immer wieder drehte sie sich im Bett herum und zerwühlte das Laken.

Sie wurde von Bildern geflutet. Sie sah die Glasröhre der Havenbrücke neongrün leuchten. Über dem dunklen Wasser schwebte Leon wie ein Engel. Aber das Bild hatte nichts Schönes an sich. Er ruderte mit den Armen und schrie etwas, aber sie verstand nur so viel, dass er sie warnen wollte. Dann stürzte er ab und klatschte ins Wasser.

Sie schreckte hoch. Sie war klatschnass. Im Radio lief *You can't always get what you want* von den Stones.

Sie wischte sich die Haarsträhne aus der Stirn und sah auf den Digitalwecker. Vier Uhr zwölf.

Hatte sie diesen komischen Anruf nur geträumt? Für einen Moment glaubte sie daran, aber dann kehrte die Erinnerung voll zurück. Sie rieb sich die Oberarme, dann verkroch sie sich ganz tief unter ihrer Decke. Der Gedanke, von einem geheimnisvollen Verehrer bewundert zu werden, der ihr heimlich Blumen vor die Tür legte, aber zu schüchtern war, sich offen zu zeigen, gefiel ihr irgendwie auch. Es war ein bisschen spooky, aber auch auf eine kribblige Weise schön.

Der nächste Traum begann besser. Sie lief durch die Glasröhre. Alles war in dieses grüne Licht getaucht. Der Boden war übersät mit weißen und roten Rosen. Die Stängel mit den Stacheln fehlten. Es lagen nur Blätter auf dem Boden oder die geöffneten Knospen, wie abgeschlagene Köpfe.

Sie lief immer weiter. Mit jedem Schritt, den sie machte, wurde die Brücke länger. Die real existieren-

den zweiundvierzig Meter wurden zu ein paar hundert, schließlich zu einem Kilometer oder mehr. Sie konnte das Ende einfach nicht erreichen. Das Mediterraneo schien plötzlich am Ende der Welt zu liegen, und dort wartete ein junger Mann mit weit geöffneten Armen auf sie. Seine Schönheit und Anziehungskraft hätten die Stars der Twilight-Saga, Robert Pattinson und Taylor Lautner, neidisch gemacht.

Sie sah sich kurz um. Sie hoffte, Leon würde es nicht mitkriegen. Sie wollte ihm nicht weh tun, ihn weder betrügen noch verletzen, sondern nur einmal diesen geheimnisvollen Verehrer sehen.

Aber die Glasröhre wuchs rasant ... Im Traum hörte sie Alarmsirenen, aber sie rannte weiter.

Als sie aufwachte, liefen die Frühnachrichten. Es hatte einen schlimmen Unfall gegeben. Vier Menschen waren tot, drei lagen schwer verletzt im Krankenhaus. Jemand hatte in der Nacht, kurz nach zwölf Uhr, Mülltonnen auf die Fahrbahn nahe bei der Havenbrücke geworfen. Fünf Autos waren ineinandergekracht. Die Columbusstraße war immer noch gesperrt.

Sie hatte wie meist in einem alten Nachthemd ihrer Großmutter geschlafen. Sie ließ es jetzt zu Boden fallen und ging nackt ins Bad. Ihre Haare klebten in fettigen Strähnchen zusammen. Sie duschte heiß und schäumte sich die Haare zweimal ein.

Dampfend kam sie, in ein flauschiges Saunatuch gehüllt, aus den Nebelschwaden des Badezimmers, um sich vor dem Spiegel die Haare zu föhnen.

Da klingelte das Telefon.

Sie wusste sofort, wer dran war. Sie hielt mit links das Handtuch fest und griff mit rechts nach dem Hörer.

»Ja?!«

»Hallo, Johanna. Ich bin's. Du hast mich schwer enttäuscht. Ich hab auf dich gewartet. Warum machst du so etwas? Ich finde, du solltest dich jetzt bei mir entschuldigen. Ich bin bereit, dir zu vergeben – ich meine, diese Leute könnten noch leben, wenn du ein bisschen freundlicher gewesen wärest.«

»Welche Leute?«

»Der Unfall. Unter unserer Brücke. Weißt du es denn noch gar nicht?«

Johanna hörte sich selbst schreien: »Warst du das etwa? Hast du die verdammten Mülleimer auf die Straße geworfen?«

Er klang weinerlich. »Ja. Ich war ein böser Junge. Wenn ich so arg enttäuscht werde, dann kann ich für nichts garantieren ...«

Johannas Knie wurden weich. Sie musste sich setzen. Sie plumpste auf die Bettkante. Das Handtuch rutschte runter. Sie brauchte alle Kraft, um das Telefon ans Ohr zu drücken. Es war so schwer, dass sie Angst hatte, es könnte herunterfallen wie das Handtuch.

»Das ... das hast du doch nicht wirklich gemacht?«

»Lenk jetzt nicht ab. Natürlich war ich das. Ich bin sehr traurig gewesen. Ich hab all die Pärchen gesehen, die da entlangflanierten, die Musik war da, alle waren so glücklich, und ich ... ich ...« Plötzlich schimpfte er los: »Ist es so schwer für dich zuzugeben, dass du einen Fehler gemacht hast?«

Sie hörte sich selber sagen: »Nein, nein, natürlich nicht. Ich entschuldige mich.«

»Das sagst du doch nur so daher. Das glaube ich dir nicht. Das ist keine richtige Entschuldigung.«

»Doch, doch, ich entschuldige mich. Natürlich. Ich meine das wirklich ernst.«

»Dann sag's mal ganz deutlich. Wofür entschuldigst du dich?«, forderte er.

Es war warm im Zimmer, doch Johanna begann so zu frieren, dass ihre Knie zitterten. Mit dem Ellbogen versuchte sie, ihre Beine fester auf den Boden zu drücken, doch das Zittern ließ nicht nach.

»Ich ... ich entschuldige mich dafür, dass ich dich habe warten lassen.«

»Gut. Das ist gut. Aber du wirst mich kein zweites Mal enttäuschen, nicht wahr?«

»Nein, das werde ich nicht! Ganz bestimmt nicht!«

»Okay. Bitte komm zum Freimarkt. Da haben sie diesmal eine Riesen-Achterbahn aufgebaut. Es liegen fünf Chips in deinem Briefkasten. Ein Geschenk von mir. Die Achterbahn öffnet heute um 18 Uhr. Ich will, dass du gleich die erste Fahrt machst ...«

Sie konnte kaum noch sprechen. Ihr Mund war ausgetrocknet. »Ich ... ich kann nicht mit der Achterbahn fahren. Mir wird schon im Auto auf dem Rücksitz schlecht. Ich hab Höhenangst und ...«

»Ein Geschenk muss man annehmen, Johanna. Das ist sonst eine Beleidigung. Du willst doch nicht, dass ich wieder Dummheiten mache?«

2

Leon Schwarz empfand Wut und Trauer, wenn er seinen Vater sah. Er bewegte sich in einer beständigen Alkoholwolke. Es kam Leon so vor, als sei sein Vater in einer Art Whiskynebel gefangen. Der Geruch umgab ihn wie eine dunkle Aura, der er genauso wenig entkommen konnte wie seinem eigenen Schatten.

Sogar seine Statur hatte sich verändert. Seine Schultern hingen herab, der Rücken war krumm, als hätte er zu lange zu viel getragen. Der Bauch wölbte sich vor, spannte das Oberhemd und sprengte die Knöpfe ab.

Früher wurde er einmal Elvis genannt, wegen seiner Haartolle und weil er so sehr auf sein Äußeres achtete, weil er ein heißer Feger war und Rock 'n' Roll im Blut hatte.

Davon war nicht mehr viel übriggeblieben.

Trudi betonte immer wieder, dass sie kein Hausmütterchen sei, und er solle sich ja nicht einbilden, dass sie ab jetzt für ihn und seinen Sohn das Dienstmädchen spielen würde. Wenn sie sich an Leon wandte, begann sie gern mit den Worten: »Ich bin nicht deine Mutter!«

Lange hatte Leon das einfach geschluckt und genickt, doch beim letzten Mal hatte er geantwortet: »Nein, das bist du wirklich nicht. Meine Mutter hat nicht den ganzen Tag vor der Flimmerkiste gehockt. Sie hat richtige Bücher gelesen. In dieser Wohnung hier hätte sie sich nicht wohl gefühlt. Hier gibt's ja nicht mal ein Buchregal. Meine Mutter hätte auch meinen

Vater nicht so rumlaufen lassen, und Zigarettenrauch in der Wohnung hätte sie niemals geduldet.«

Trudi Warkentin rauchte schon morgens. Ihr Frühstück bestand aus einer Tasse mörderisch starken schwarzen Kaffees und zwei Filterzigaretten, die nach Gummireifen mit Moschus dufteten. Leon wurde das Gefühl nicht los, dass sie ihm die Schuld am Zustand seines Vaters gab. Manchmal sah sie ihn so komisch an, mit so einem vorwurfsvollen Augenaufschlag.

Leon hatte verstanden, dass sein Vater nicht länger in der Eigentumswohnung in der Prager Straße wohnen wollte. Irgendwie hing die böse Geschichte in den Wänden fest. Im Grunde wollte auch Leon weg aus dem Haus. Nie würde er das Bild seiner im Bett ermordeten Mutter vergessen. Aber fast noch schlimmer war dieser metallische, süßliche Blutgeruch.

Früher hatte Leon gern frische Fleischwurst auf dem Brot gegessen, heute war ihm das nicht mehr möglich. Er konnte nicht einmal an einer Metzgerei vorbeigehen, ohne dass ihm übel wurde. Er hielt den Geruch nicht aus ...

Aber es hätte Leon gereicht, innerhalb von Bremerhaven umzuziehen. Er wollte nicht nach Ganderkesee. Jetzt, nach dem Tod seiner Mutter, brauchte er seine Freunde in Bremerhaven mehr denn je. Er wollte auch die Schule nicht wechseln. Nie war ihm die Edith-Stein-Schule toller vorgekommen als jetzt, da er sie verlassen musste, um sein Abi am Gymnasium Ganderkesee zu machen.

Okay, Vaters Freundin Trudi wohnte hier, und sie